



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bucher, Bruno: Erinnerungen an Lothar Bucher. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

muß sich des Gegenstandes energisch mit bemächtigen, um den Wunsch, den Drang zu Reformen nicht wieder einschummern zu lassen, um jeden Anstoß dazu zu verstärken. Damit die öffentliche Meinung dabei einen etwas nähern Einblick habe und nicht, wie bisher fast immer, aus jeder Reformrede oder Wahnbroschüre nur ein paar weitere schiefe Ansichten und nichtsnutzige Anekdoten schöpfe, die ihr Mißtrauen oder ihre Unkenntnis nur noch vermehren, deswegen haben wir unsern auf die Zukunft gerichteten Betrachtungen eine weitgreifende und so weit es dem einzelnen bei ehrlichem Bemühen möglich ist, vorurteilslose Darlegung der gegenwärtigen studentischen Verhältnisse vorausgeschickt. Nun möge man der Sache einmal von allen Seiten, ohne Mißmut, ohne Überhebung, ohne Empfindlichkeit, auch ohne Witzeleien, mit nüchternem Blick und gutem Willen zu Leibe gehn.

Und brauchts noch eines Marmrufs? Man denke nur einmal zurück an all die herrlichen, mannhaften Lieder, die man als Student voll Mut und Kraft gesungen hat, und die noch heute überall auf den Kneipen erschallen, man vergleiche, ob die heutigen Zustände in ihrer breiten Fläche noch solcher Lieder wert sind, ob der Gott, der Eisen wachsen ließ, solche Jugend hat wollen können, man wird verstummen oder laut rufen: Nein und abermals nein! Dennoch ist sie im Innersten immer noch tüchtig und gesund, unsre Studentenschaft, nur vielfach von außen angekränkt, noch vermag auf ihren Wangen die Röthe der Scham oder des Zornes zu glühen. Diese Gesunden weckt auf, und dann mit ihnen herzhaft voran! Burschen heraus!



Erinnerungen an Lothar Bucher

Von Bruno Bucher

2



Als sich den durch den Revolutionssturm an fremde Küsten verschlagenen Deutschen die Heimat wieder öffnete, fanden sie diese, ungleich den französischen Emigranten um 1814, wenig verändert, vielmehr wurde vielen von ihnen förmlich ein Vorwurf daraus gemacht, daß sie in der Ferne manches gelernt und manches vergessen hatten. Namentlich die aus England oder Amerika zurückkehrenden brachten andre politische Anschauungen mit, hatten mehr oder weniger von dem gesunden nationalen Egoismus angezogen und begegneten nun wieder dem alten Kosmopolitismus, der gutmütigen Schwärmerci, den alten Schlagwörtern. Man verstand sich gegenseitig nicht mehr. Auch Bucher empfand bitter, mit welcher Oberflächlichkeit und Unbildung oft über Fragen

abgeurteilt wurde, die er gründlich studirt hatte. Glaubte doch, als er einmal von dem schwereren deutschen Pfluge, mit dem östliche Länder erobert worden, sprach, ein weiser Thebaner, der wohl nie über einen Sturzacker gegangen sein mochte, ihn lächerlich machen zu können durch die Frage, ob damit etwa das Schwert gemeint sei! Bucher blieb wohl noch einige Zeit in Verbindung mit der Nationalzeitung, schrieb aber nur über Themen aus dem sozialen Leben und dachte daran, nach England zurückzugehen. Einen Antrag des Ministers von Schleinitz, in eine sogenannte offiziöse Stellung zur preußischen Gesandtschaft in London zu treten, lehnte er ab.

Ein Zufall bewirkte, daß er im Vaterlande blieb. Während einer Gesellschaft bei dem Besitzer der Nationalzeitung und des Korrespondenzbüreaus, B. Wolff, lief ein Telegramm, ich weiß nicht in welcher Sprache, ein, das der Hausherr nicht zu entziffern vermochte. Er reichte es meinem Bruder, und die Schnelligkeit, mit der es dieser las, gab Wolff den Gedanken ein, ihm eine Stellung in dem Korrespondenzbüreau anzubieten. Er nahm sie an, ging jedoch im April 1862 zunächst wieder nach London zur Eröffnung der dritten Weltausstellung. Daß sich die Illusionen, mit denen er, wie alle Welt, die Vorgängerin elf Jahre früher begrüßt hatte, inzwischen abgekühlt hatten, gab seinen damaligen Berichten ein andres Gepräge. Doch schien er sich, nun als Gast, der jeden Tag seinen Stab weitersetzen konnte, in London recht wohl zu fühlen, er hatte auch eine Wohnung, wie er sie liebte, in Brompton, mit der Aussicht auf einen noch unangebrochenen Parkgrund (einen ähnlichen Vorzug hatte auch seine letzte Wohnung in Berlin). Im September ging er nach Dieppe, um zu baden und „sein Französisch etwas aufzufrischen,“ und mit dem neuen Jahre trat er seine Stellung bei Wolff an. Die militärische Ordnung in dem neuen Dienste sagte ihm, wie er mir schrieb, zu, aber auf die Länge konnte ihn die Thätigkeit nicht befriedigen. Es ist bekannt, daß er Rechtsanwalt zu werden wünschte, der Justizminister Graf zur Lippe über seine Eingabe keine Entscheidung ohne den Ministerpräsidenten treffen wollte, und dieser dann durch den Geheimrat von Keudell mit Bucher in Unterhandlung trat; nach Poschingers Darstellung (Ein Achtundvierziger, Band 2) ist auch der Minister des Innern Graf Eulenburg dabei thätig gewesen, und zwar auf Anregung Rudolf Schramms, der die Jahre des Exils ebenfalls in London zugebracht hatte, nach seiner Heimkehr für die Bismarcksche Politik eintrat, später Generalkonsul in Mailand wurde und zuletzt zu den heftigsten Widersachern Bismarcks gehört haben soll.

Bei seinem ersten und einzigen Besuch in Wien teilte uns mein Bruder die überraschende Neuigkeit mit. Das war im August 1864; aber erst im November wurde er als Hilfsarbeiter in das Auswärtige Amt berufen. Den König soll es einen schweren Entschluß gekostet haben, dem „Steuerverweigerer“ eine Vertrauensstellung einzuräumen.

Das Geheimnis war gut gewahrt worden, und so schlug die Nachricht wie eine Bombe ein. Des Strebertums hat ihn wohl kaum jemand geziehen, daß er nicht mehr zu seiner einstigen Partei gehörte, wußte man längst, man hatte ihm auch wegen früherer guter Aufführung und schriftstellerischer Gaben seine „Schrullen“ verziehen. Wie aber konnte ein Mann von solcher Vergangenheit in „den Dienst der Reaktion“ treten! Freiligrath hatte seiner ersten Sammlung politischer Gedichte den Ausspruch Chamisso's vorangestellt, er sei nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, sondern Whig gewesen, als er die Augen über sich öffnete. Solches von sich sagen zu können, war rühmlich, aber wehe dem Manne, der den entgegengesetzten Weg nehmen wollte! Er mußte die Augen schließen oder wenigstens nicht verraten, was sie ihm zeigten, sonst war er kein Charakter! Man darf es immerhin als einen Fortschritt in der politischen Bildung begrüßen, daß in den ihm auch von politischen Gegnern gewidmeten Nachrufen — soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind — diese bornirte Auffassung nur ganz ausnahmsweise zum Ausdruck gelangt ist. Das angebliche Rätsel freilich, wie sich zwei in manchen Beziehungen ähnlich angelegte, vor allem von dem gleichen Patriotismus beseelte Männer aus verschiedenen Schulen hervorgegangen, auf demselben Punkte begegnen konnten, hat nach wie vor Kopfzerbrechen gemacht.

Beschäftigt hat sich die Presse mit meinem Bruder überhaupt während seines Wirkens im Auswärtigen Amte sehr viel, und etwa mit Ausnahme der Zeit der größten Erfolge der Bismarckschen Politik vorwiegend feindselig. Es ist unglaublich, wie viel Gift und Geißer gegen ihn ausgespritzt wurde, von einem Blatte an, hinter dem man Diplomaten, die sich nicht nach Verdienst gewürdigt meinten, vermutete, bis zu den Organen von „Arbeitern“ in partibus. Waren auch die heimtückischsten Anfälle in der Regel weniger auf ihn als auf seinen Vorgesetzten gemünzt, so ermüdete man doch nicht, aus seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart Vorwände zu Schmähungen und Verleumdungen herauszusuchen. Bald war er der böse Dämon, bald das willenlose Werkzeug des Reichskanzlers. Schon daß in sein Verhältnis zu diesem während der langen Jahre keine Störung kam, machte ihn verdächtig. Und wenn den Dingen nahestehende Personen das Geheimnis dadurch erklärten, daß er nie den Versuch machte, seine Stellung auszunutzen, so sagten die Zweifler: Wer weiß, ob das wahr ist? und mochten im stillen hinzusetzen: Wie dumm, im Rohr sitzen und sich keine Pfeifen schneiden! Neben dem Parteifanatismus war offenbar vielfach der Neid im Spiel, der es ja sehr gut versteht, Pharisaermienen anzunehmen. Das alles läßt sich leicht begreifen. Nur wie eine Partei mit antinationalen Zielen jemals hat glauben können, ihn zu den übrigen rechnen zu dürfen, weil er die jetzige soziale Ordnung für verbesserungsbedürftig hielt, ist schwer verständlich.

Die Persönlichkeit des Ministers nahm ihn rasch gefangen, kurze Zeit

nach seinem Eintritt ins Ministerium schrieb er mir die heute prophetisch gewordenen Worte: „Der Chef ist ein genialer Mensch, für den man sich gern totarbeiten würde“; und daß die Beziehungen bald freundschaftlicher Natur wurden, ließe sich vielfältig belegen. Was über seine Arbeit im Amte gesagt worden ist, beruht zum größten Teil auf Vermutung. Man wollte seinen Stil in Thronreden, auch in manchen Parlamentsreden des Kanzlers wiedererkennen, z. B. in der Polenfrage. Was die Thronreden anlangt, so hat Fürst Bismarck selbst unlängst die Aufklärung gegeben, die für jemand, der dem amtlichen Geschäftsgange nicht ganz fremd ist, nichts Überraschendes enthält, nämlich daß dergleichen Kundgebungen nicht leicht das Werk eines einzelnen sein können. Daß er an wichtigen Staatschriften vor und nach dem deutschen Kriege, sowie an der Verfassung des Norddeutschen Bundes Anteil gehabt hat, glaube ich nach gelegentlichen Äußerungen voraussetzen zu dürfen. Bekannt ist, daß er bis zum französischen Kriege das Herzogtum Lauenburg verwaltete, das sich unter dänischer Herrschaft einer ähnlichen Vergessenheit erfreut hatte, wie nach Ruges Schilderung Vorpommern unter schwedischer; ferner, daß er mit Herrn von Quaade die Ausführung des berühmten § 5 des Prager Friedens vereinbaren sollte, die jedoch von Dänemark in Erwartung besserer Konstellationen so lange verzögert wurde, bis jener Paragraph beseitigt war; daß er 1870 und 1871 im Stabe Bismarcks in Versailles und zum Friedensschluß in Frankfurt war. Vor Ausbruch des Kriegs, als noch die Thronkandidatur des damaligen Erbprinzen von Hohenzollern auf dem Tapet stand, war er, wie ich gelegentlich aus dem Munde dieses Fürsten erfuhr, als sein Berater in Sigmaringen, in den achtziger Jahren in besondrer Mission in London. Bekannt ist, daß er Jahre hindurch den Reichskanzler nach Warzin begleitete, um zu konzipieren, zu chiffriren und zu dechiffriren u. s. w. Damals sah er sich genötigt, das Formular eines ablehnenden Briefes drucken zu lassen; so wurde er mit Anliegen überschüttet, die er bei dem Minister befürworten sollte.

Hier reiht sich ungezwungen die Frage an, die mir so häufig vorgelegt worden ist, ob er Denkwürdigkeiten seines Lebens zu Papier gebracht habe? Daß ihm im Amte dazu keine Zeit geblieben ist, liegt auf der Hand. Als er zeitweilig in Ruhestand getreten war, haben wir über den Punkt mehrmals gesprochen, aber seine Antwort war: „Das beste, was du wissen kannst, darfst du den Wuben doch nicht sagen.“ Vor etwas länger als einem Jahre wies er den Gedanken nicht völlig zurück, aber mit der Einschränkung, er möchte kulturgeschichtliche Erinnerungen schreiben. Leider ist er auch dazu nicht gekommen. Seine Memoiren bis 1864 stehn in den Zeitungen und Büchern, die spätern liegen im Berliner Auswärtigen Amte. Einen Schatz hat er allerdings hinterlassen, der sich jedoch nicht für die Veröffentlichung eignet. Von 1850 an hat er in unermüdlichem Fleiß alles, was der Tag zur Geschichte einer politischen Frage oder zur Charakteristik einer politischen Persönlichkeit

brachte, gesammelt und nach den Materien geordnet. Das wußten schon seine Londoner Freunde, die sich fortwährend bei ihm Rats erholten.

Seitdem er im Sommer 1882 zum erstenmal um seinen Abschied gebeten hatte, und als er ihn vier Jahre später erhielt, ist über die Motive seines Rücktritts viel vermutet worden. Inwieweit er Ursache hatte, mit seiner Stellung unzufrieden zu sein, kann ich nicht sagen. Andre haben mir von jungen Vorgesetzten und von dem Aufstachen und Emporkommen strebsamer Herren erzählt, die denn auch im richtigen Augenblicke die alte Rattenweisheit beherzigt haben: „Was kann die Anwesenheit meiner bescheidenen Person dem Schiffe nützen?“ Von ihm selbst weiß ich nur, daß er für den Staatssekretär v. Bülow keine freundschaftlichen Gefühle hegte, und die Gründe dafür sind neuestens offen dargelegt worden.

„Altenmäßig“ war der Verlauf der Sache dieser. Ein harter Winter in einem neuen Anbau des Herrenhauses zu Barzin hatte meinem Bruder ein rheumatisches Leiden zugezogen, das sich allen Kuren zum Trotz endlich zur Gicht in beiden Händen ausbildete. Mit Beziehung hierauf und auf eine stets wachsende Nervosität, die ihn befürchten lassen mußte, „nicht ferner an dem Geschäftsbetrieb im Auswärtigen Amte in der dem allerhöchsten Dienste schuldigen und ihn selbst befriedigenden Weise teilnehmen zu können,“ bat er bei Antritt seines Urlaubs am 1. August 1882 um seine Versetzung in den Ruhestand. Gleich am nächsten Tage antwortete der Fürst in einem Schreiben, das ich mitzuteilen mir nicht versagen kann.

Barzin 2 August 1882

Ich habe Ihren Brief von gestern mit Leidwesen erhalten, da es danach mit Ihrem Gesundheitszustand wirklich nicht gut zu stehen scheint. Ich hoffe und wünsche aber von Herzen, daß der Urlaub, den Sie gestern angetreten haben, Ihnen neue Kräftigung bringen wird, denn ich würde mich nur schwer und ungerne von Ihnen trennen. Jedenfalls möchte ich Ihr Gesuch nicht amtlich behandeln, ehe ich mich nicht mündlich mit Ihnen besprochen habe und ich bitte Sie deshalb, falls es Ihnen jetzt nicht passen sollte, mich nach Ablauf Ihresurlaubes hier zu besuchen. Ich denke, daß es Ihnen vielleicht auch Freude machen wird, Barzin nach so langer Zeit einmal wiederzusehen

Der Ihrige
v. Bismarck

Der Brief kam erst nach drei Wochen in meines Bruders Hände, da dieser auf einem längern Umwege zum Kurgebrauche nach Bormio gegangen war. Als er im Herbst nach Barzin kam, sah er sich, wie er mir bald darauf sagte, von vornherein in eine schwierige Lage versetzt, da ihn der Fürst mit der Erklärung empfang, unter Alter, Krankheit und Ärger, die mein Bruder anführen könne, habe er selbst in noch höherm Grade zu leiden, und doch halte er aus. So blieb das Gesuch unerledigt. Aber bekannt geworden war es doch, und noch ehe er die Einladung nach Barzin erhalten hatte, konnte Bucher seinen förmlichen Nekrolog, verschieden gefärbt und mit den mannichfaltigsten Ent-

hüllungen über die Veranlassung seines Schritts, in den Zeitungen lesen. Auch verschämte Anspielungen auf ausgezeichnete Kräfte, die ihn gänzlich ersetzen würden, blieben nicht aus.

Er arbeitete weiter und bekämpfte sein Leiden durch Bäderbesuch und angreifende Kuren. Gegen Ende des folgenden Jahres nahm der Kanzler Gelegenheit, ihn in besonders schmeichelhafter Weise dazu zu beglückwünschen, daß die Wiederkehr seiner Gesundheit „alle Zweifel bezüglich der Fortsetzung unsrer langjährigen gemeinsamen Thätigkeit beseitigt“ habe. Aber im Oktober 1885 sah sich Bucher gezwungen, das Abschiedsgesuch zu erneuern, worauf ihm ein sechsmonatlicher Urlaub erteilt wurde, nach dessen Ablauf, da ihm der Aufenthalt in Clarens am Genfersee nicht die erwünschte Kräftigung verschafft hatte, der Kanzler ihm Vorschläge machte, um ihm den Dienst zu erleichtern und ihn vor Störungen zu bewahren. Doch wurden diese Vorschläge nach reiflicher Erwägung als unausführbar erkannt, und nachdem Bucher auf die wiederholte Bemerkung des Kanzlers, er sei bereit, mehr für ihn zu thun, erklärt hatte, zur Disposition gestellt würde er völlig zufrieden sein, wurde dahin eine Vereinbarung getroffen. Die Versetzung in den einstweiligen Ruhestand erfolgte am 17. Mai 1886; die Verfügung enthält nachstehenden Satz: „Ich bedaure, Sie als aktiven Mitarbeiter verlieren zu müssen, und rechne gern auf Ihre Zusage fernern Beistands für besondere Aufgaben und Fragen.“

Aber auch diesmal wollte man das Ruhebedürfnis eines fast siebenjährigen, kränklichen Mannes nach einem so arbeitsvollen Leben nicht als genügenden Erklärungsgrund gelten lassen. Wie früher seine Ernennung zum Direktor der handelspolitischen Abteilung durch den Minister Delbrück verhindert worden sein sollte, so soll jetzt Bucher seine Thätigkeit durch die Berufung des Grafen Herbert auf den Posten des Staatssekretärs verleidet worden sein. Dieses Thema ist auch in allerjüngster Zeit wieder erörtert worden, und da zur Beleuchtung der Beziehungen beider zu einander schon die Antwort auf die Einladung nach Wien zur Hochzeitsfeier in die Öffentlichkeit gelangt ist, so glaube ich keine Indiskretion zu begehen, wenn ich das Einladungsschreiben hier folgen lasse.

Friedrichsruh 4. 6. 92.

Verehrtester Herr Geheimer Rath,

Ich hatte gehofft, Sie in dieser Zeit hier zu treffen um Ihnen persönlich für Ihren freundlichen Glückwunsch zu danken u. Sie zu fragen ob Sie mir die Freude machen wollen, zu meiner Hochzeit zu kommen. Da ich nun höre, daß Sie nach Baden gereist sind, so muß ich das schriftlich thun. Die Hochzeit findet am 20. u. 21. d. M. in Wien, im Palais Balfhy, Wallnerstraße, statt. Wohnen müssen wir leider alle im Hötel, u. unter diesen Umständen ist es eigentlich ein kühnes Unterfangen, Gäste auf die weite Reise einzuladen. Wenn Sie aber letztere nicht scheuen, so sind Sie uns natürlich sehr willkommen. Meine

Eltern wollen am 19. Abends in Wien eintreffen, sie werden die einzigen sein, die im Palais Pallffy wohnen können.

Ich fahre übermorgen nach Schönhausen, wo ich bis zum 8. d. M. bleibe. Wenn Ihre Antwort mich bis dahin, wie ich glaube, dort nicht erreichen kann, so richten Sie dieselbe bitte nach Fiume, Villa Hoyos. Mein Vetter August Bismarck kommt auch von Baden nach Wien.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung

Ihr ergebenster
H. Bismarck

Die Jahre seines Ruhestandes verlebte mein Bruder in Berlin mit Unterbrechung durch Kuraufenthalte in Baden-Baden und Laubach bei Koblenz, und er begann eine Reihe von interessanten Untersuchungen über politische Kunstausdrücke zu schreiben, woraus wohl, wenn ihm längeres Leben und Muße gegönnt gewesen wären, nach und nach eine Art politischen Wörterbuchs geworden sein würde. Früher war er, schon durch seine amtliche Stellung, in ausgedehnten geselligen Verkehr gezogen worden, den er allmählich aus Gesundheitsrücksichten einschränkte. Wenn man ihn deswegen einen Misanthropen genannt hat, so ist das mindestens Übertreibung. Abgesehen von dem Verkehr mit unserm Bruder Arthur, einem Manne von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der seit 1862 Lehrer an der Luisenschule in Berlin war und gehaltvolle Arbeiten über Gellert, über Moser und Möser, über das elfte Euklidische Axiom u. s. w. veröffentlicht hat, und nach dessen Tode, 1883, mit seiner Familie, blieb er in verschiedenen Häusern ein gerngesehener Gast, suchte auch dann und wann (nicht „täglich,“ wie der Herausgeber Hehn'scher Briefe ihm aufgebracht hat) Freunde und Gesinnungsgenossen in einer Weinstube auf. Daß er nach so vielen kränkenden Erfahrungen manchen andern Begegnungen auswich, daß er, um nicht immer wieder Anlaß zum Gerede zu bieten, zurückhaltender wurde, wird ihm nicht verdacht werden können. Trotz des örtlichen Leidens erhielt er sich für seine Jahre rüstig. Noch im September 1891 wanderten wir von Laubach aus, wo sein Rheumatismus mit Massage und Gymnastik bekämpft wurde, wiederholt gegen Abend über die Eisenbahnbrücke nach Horschheim am rechten Rheinufer, wo ein guter Tropfen wächst. Bescheiden und mäßig in seinen Lebensgewohnheiten war er von jeher gewesen. Die ausländischen hohen Orden in seinem Nachlasse verraten kaum eine Benützung, und daß die Stadt Toronto in Canada, die im Jahre 1884 zur Feier ihres Bestehens einer Anzahl Straßen neue Namen gab, auch die bisherige Carlton Avenue ihm zu Ehren in Bucher Avenue umgetauft hat, werden aus seinem Munde wohl wenige erfahren haben.

Vom Jahre 1890 an brachte er, wie bekannt, wieder längere Zeiten in Friedrichsruh beim Fürsten Bismarck zu, und es ist kein Geheimnis, daß er dessen gesamte politische Korrespondenz geordnet und mit Regesten versehen hat. Die Ausnutzung dieser großen und mühevollen Arbeit bleibt nun andern

vorbehalten. Natürlich fand man im Publikum jene Beschäftigung noch nicht hinreichend, schrieb ihm vielmehr allerlei litterarische Erscheinungen zu, die ihre Spitze gegen den „neuen Kurs“ richteten. Bei der musterhaften Ordnung, in der er seine Papiere hinterlassen hat, würden sich schon bei oberflächlicher Durchsicht Belege dafür gefunden haben, aber das ist nicht der Fall.

Im Juli d. J., von Baden-Baden nach Berlin zurückgekehrt, nahm er noch gutgelaunt eine Patenstelle bei einer Enkelin von mir an und versprach, im August zur Taufe zu kommen. Doch mußte er bald darauf seine Erkrankung und Abreise nach Bad Elster melden, wohin sein Arzt aus Laubach übergesiedelt war. Dort fand ich ihn in der zweiten Augusthälfte unter der sorgsamten Obhut des Dr. Gittermann und seiner liebenswürdigen Frau, äußerlich kaum verändert; aber die Ernährung war schwierig geworden. Das machte den Arzt besorgt, der auf Enthaltung von aller anstrengenden Beschäftigung und einfachste Kost drang. Für den Winter wurde ein Aufenthalt in anderm Klima verabredet. Bucher wählte den ihm lieben Genfersee und reiste am 20. September dahin ab, allein, obwohl der Arzt, dessen Saison zu Ende war, und der selbst eine Erholungsreise beabsichtigte, hat, ihn als Freund begleiten zu dürfen. Am 8. Oktober erhielt unsre Schwägerin, die auf dem Umschlag eines Briefes ihre Adresse angegeben hatte, von dem Besitzer des Hôtel du Righi vaudois in Glion die Aufforderung, zu kommen, da meines Bruders Zustand die ernstesten Besorgnisse erzeuge. Glücklicherweise konnte sie sich sofort auf den Weg machen, traf ihn noch bei Bewußtsein, doch am frühen Morgen des 12. Oktober erlöste ihn der Tod von schrecklichen Leiden, die er in Folge der Verkalkung der Blutgefäße zu erdulden gehabt hatte. Mitglieder der deutschen Kolonie erwiesen ihm die letzte Ehre. Eine Huldigung für seine allbekannte Anspruchslosigkeit war es wohl, daß die Vertretungen des deutschen Reichs in Bern und Genf, von seinem Ableben in Kenntnis gesetzt, es vermieden, durch irgendeine Kundgebung dem Leichenbegängnis einen offiziellen Anstrich zu geben. Wir Verwandten beabsichtigen, seine Ruhestätte in Territet mit einem Bronzeabguß nach dem vortrefflichen Porträtrelief von Professor Sufmann in dem Gebäude der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes in der Wilhelmsstraße schmücken zu lassen.

Fürst Bismarck hat Buchers hingebungsvolle Treue und Selbstlosigkeit („Geschmacksache“ nennt das ein freisinniges Blatt sehr bezeichnend) in warmen Worten anerkannt, und wer hätte mehr Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaften zu würdigen! Aber auch politische und persönliche Gegner, an denen es ihm, wie wir wissen, nicht fehlte, haben nach seinem Tode wenigstens der Lauterkeit seines Charakters ihre Ehrerbietung nicht versagt.

